

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 251. Bromberg, den 30. Oktober 1930.

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte
von Margaret Laube.

Copyright by (Urheberschutz für) Köhler und Amelang G. m. b. H. Leipzig 1930.

19. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

14. Kapitel.

Sie stehen eine Weile stumm vor einander. Durch Susanne flutet eine schmerzhafte Welle eifersüchtiger Kränkung und Verwunderung. Als sie langsam verebbt, kommen die gelösten Fragen nachgestürmt. Lauter Scheinwerfer, die über Veras und Jos Benehmen huschen. Der große Schatten hinter der Tür war also doch der seinige, — und darum traf sie ihn niemals vor ihrer Tür auf der Straße, obgleich er doch angeblich mit der Hochbahn in ihre Gegend fuhr —

„Sie wohnten bei Vera?"

Jo nickt stumm.

Während sie das bittere Leid wahrnimmt, das sein ganzes Gesicht beschattet, verschwindet die Eifersucht rasch in ihr. Er ist nicht nur der Partner einer leidenschaftlichen Aufwallung, es ist viel mehr: ein Freund. Sie nimmt ihn bei der Hand. „Setzen Sie sich doch, Jo. Erzählen Sie! — Hier, trinken Sie von meinem Tee! Doch, trinken Sie!"

Er gießt hastig eine ganze Tasse voll hinunter. „Was soll ich erzählen? Ich wollte es Ihnen mehrere Male sagen, auch Vera war einmal kurz davor; aber wir taten es nicht. Es war kein Mißtrauen. Aber wenn es wirklich unbekannt bleiben sollte, dann mußten wir konsequent sein, auch Ihnen gegenüber. Verstehen Sie, Susanne?"

„Nein. Nicht ganz. Warum war es ein Geheimnis, das so gehütet werden mußte?"

Sie legt ihm ein Butterbrot vor, und er ißt, ohne es zu wissen. „Sie kommen wohl direkt von der Bank, Jo?"

„Ich komme aus Veras Wohnung, aus unserer Wohnung. Da fand ich ihren Brief. Ihre Wirtin wußte nichts von der Abreise. Sie hat alles sehr heimlich betrieben. Sie muß seit Wochen nach dieser Stellung gesucht haben. Sie schreibt, daß sie ihre Stellung in der Telegrammabteilung ordnungsmäßig verlassen hat. Also hat sie ihren Plan seit mindestens vier Wochen mit sich herumgetragen."

Jo bricht ab. Er ordnet wohl selbst noch wilde und unklare Vorstellungen in seinem Kopf. Er betrachtet den Boden vor sich und läßt Susanne warten. Aber Susanne kann nicht warten. Sie sieht die kleine Vera auf ihren schicksalsschweren Gängen, sieht sie ihre Stellung kündigen, die Wege machen, die zur Erlangung einer neuen gehören, und wenn sie auch nicht so unkundig und wirr sein mochten wie die ihrigen vor einem Vierteljahr —

„Jo! Wachen Sie auf! — Wann ist sie abgefahren?"

„Heute mittag. Ich habe noch die Reederei angerufen, bevor ich zu Ihnen kam. — Hoffnungslos, Susanne."

„Hoffnungslos ist nichts. — Aber erst müssen Sie erzählen. Warum war Ihre Heirat ein Geheimnis?"

Er wirft die Hände schwer auf die Tischplatte. „Weil die fürchterlichen pekuniären Verhältnisse uns nicht erlaubten, zu heiraten und zusammen zu wirtschaften, wie man früher heiratete. Ich hätte meine Stellung an der Bank verloren, ich wäre als einer der ersten abgebaut worden, wenn ich offiziell verheiratet gewesen wäre. Die Jüngsten und Freiesten sind ihnen die Bequemsten, Verheiratete beanspruchen und erhalten eine Familienzulage, — außerdem wußte ich, daß es mit jeder privaten Beziehung zu meinem Direktor aus gewesen wäre, wenn ich verheiratet war. Junggesellen sind eine chancereichere Gattung Mann, von ihnen ist ja noch etwas zu profitieren. Als Junggeselle konnte ich mit neunzig Prozent Sicherheit auf Fortkommen rechnen, als Verheirateter überhaupt nicht. Wenig ehrenvoll für beide Seiten, ich weiß, Susanne. Aber es ist so. — So kamen wir auf den Ausweg, uns heimlich zu verheiraten."

„Und die alte Dame, Veras Wirtin?"

„War im Einverständnis. Sie war der einzige Mensch, der davon wußte. Wir kannten sie als verschwiegen. Haben Sie mich nie in der Nähe geahnt, Susanne? Einmal lief ich über den Flur, als Sie kamen." Er springt mit dunkelrotem Kopf auf. „Ich hätte heute nicht zu Ihnen kommen dürfen!"

Susanne drückt ihn auf den Stuhl zurück. „Doch, Jo. Nur zu mir durften Sie kommen. Sprechen Sie weiter!"

Ihre Hand hat einen Augenblick auf seiner gelegen. Aber es springt kein Funken über, nur feste warme Beruhigung.

„Alles andere wissen Sie. Veras und mein Gehalt genügte für uns. Abends hastete sie nach Hause, sorgte für mich, ordnete unsere Sachen, trug die doppelte Last. Mittags aßen wir in einem Mittagstisch zusammen. Es ging alles ganz gut. Und jetzt hat sie es auf einmal nicht mehr ertragen können." Er suchte wieder nach dem Brief. „...„du lebst zwischen Leuten, die ich nicht kennen darf. Du stehst unter Einfluß, den ich nicht hindern kann. Ich lebe neben dir und doch außerhalb. Es ist unwürdig. Ich verkomme seelisch dabei. Ich kann nicht mehr. Darum trenne ich mich von dir. Wie ich die Trennung ertragen soll, weiß ich nicht. Aber das unwürdige, versteckte Leben kann ich auch nicht mehr ertragen. Ich komme mir überall verleugnet vor. Du wirst es wohl nicht verstehen. Wie kann ein Mann das verstehen? Meine letzte, armselige Würde wurde dem Geld geopfert. Du wirst mir fremd, nichts erscheint mir fürchterlicher, als dich zu verlieren, während ich neben dir lebe. In Amerika, weit fort, wirst du mir wieder näher sein, daran glaube ich. Davon lebe ich. Davon nehme ich den Mut —'

Er bricht ab und sieht Susanne an, als warte er, daß sie in Veras Vorwürfe einstimmen soll.

„Und warum heirateten Sie, wenn es denn unter so schwierigen Umständen geschehen mußte? Gab es keine Möglichkeit, in Freiheit zueinander zu halten?"

„Ihre Frage ist nicht ganz leicht zu beantworten. Ja, es hätte die Möglichkeit für uns gegeben. Vera und ich waren auch dazu entschlossen, wie Tausende sich jetzt zu eigener Verantwortung und Moral entschließen müssen unter dem Zwang der Not. Aber da war ein Hindernis.

Und das lag in Veras Charakter. Sie wollte keinen Pfennig von mir annehmen. Sie kennen Vera nur in ihrer guten Stellung, Susanne. Hätte sie die schon gehabt vor vier Jahren, dann wäre diese Winkelheirat nicht zustande gekommen. Aber damals quälte sie sich den ganzen Tag für hundert elende Mark im Monat und räumte mir doch das Recht nicht ein, ihr zu helfen. Sie lebte immer in der Furcht, in meinen Augen zu sinken, wenn sie Geld von mir nahm. — Da gab es keinen anderen Ausweg als zu heiraten. Damit hatte ich ein Recht, für sie zu sorgen. — Vielleicht war es töricht . . ."

Susanne sitzt regungslos. Gewiß war es töricht. Wundervoll töricht. Und dieser selbe Jo Kohlschreiber tat es, der unter allen Umständen, ohne Skrupel, ohne Rücksichten reich und unabhängig werden möchte? Der Egoismus predigt und unbedenklich ein großes Opfer gebracht hat . . .

Ist jeder Mensch ein solches Rätsel, hat jeder ein Janushaupt, eines, das seine Wünsche wild schießen läßt, und eines, das nach einem inneren Gesetz der Güte, der Menschlichkeit und der Liebe lebt?

Es ist derselbe Jo, der mit ihr unter den Kiefern an dem brausenden Fluß stand. Dort brannte in diesem Antlitz eine fiebernde Glut, die ihr Tribut war. Liebte sie diesen Fiebernden, in Leidenschaft Verlorenen, — oder liebt sie jetzt den suchenden, gütigen Menschen, der keinen Ausweg für sein kleines und doch großes Schicksal weiß?

Susanne ahnt nicht, wie zärtlich ihr Gesicht geworden ist. Ohne es zu wollen, legte sie ihre Hände um seinen Kopf. Unter einem Zwang beugt sie sich herüber und küßt ihn rasch und leise auf die Schläfe, an der die Nerven in Qual zucken.

Er fährt zusammen. Ein Blick aus zermürbtem Gemüt trifft sie. „Ich täusche Sie, Susanne. Ich bin nicht mehr der, den Sie in mir sehen. Ich —"

„Sie lieben Vera. Ich weiß. Aber das ist keine Täuschung für mich."

„Als sie beständig um mich zitterte, fing ich an, ungerecht und ungeduldig gegen sie zu werden. Jetzt, wo sie flüchtet, wo sie die Kraft hat, diesem elenden Zustand ein Ende zu machen, weiß ich, daß ich ohne sie nicht sein kann. Sie ist meine halbe Seele."

Susanne lächelt. Vera soll nicht stärker sein als sie. Was Vera konnte, wird sie auch können: auf seine Nähe und auf seine Leidenschaft verzichten. Solange Vera an ihm hing mit Klagen, war sie schwach, Schwäche fordert keine starke Liebe heraus. Jetzt in ihrer Stärke liebt er sie.

Was sagte er? Vier Jahre schon ist Vera seine Frau? Es ist zwei Wochen her, seit sie Jo küßte. Ein junger, kaum aufkeimender Anspruch auf seine Liebe. Es war vielleicht nicht einmal Liebe, sondern Rausch. Rausch hat kein Recht auf Dauer.

„Armer, lieber Junge! Wir müssen sie zurückholen", murmelt sie halblaut. Aber er hat es verstanden.

„Zurückholen? — Wie wollen Sie das machen? Das Schiff ist schon in Cuxhaven. Außerdem hat Vera einen Kontrakt, den sie erfüllen wird und wenn sie darüber zugrunde geht."

„Haben Sie ihre neue Adresse?"

„Ja. Caracas. Eine deutsche Firma."

„Lassen Sie mich nachdenken. — Essen Sie unterdessen. Natürlich müssen Sie essen. Wenn man hungrig ist, kann man nicht ruhig denken, ich kenne das."

Fast muß er lächeln über ihre altkluge Belehrung. Wie kann er wissen, daß sie stolz darauf ist, auch den Hunger zu kennen.

Er beginnt gehorsam, sich mit dem Abendbrot auf dem Tisch zu beschäftigen.

Sie ist auf die Veranda hinausgetreten und lehnt sich mit der Stirn gegen eine Scheibe, während sie geistesabwesend auf die entlaubten Bäume hinunterblickt.

So vergeht wohl eine Viertelstunde. Dann eilt sie plötzlich zur Zimmertür. „Ich will rasch einmal telephonieren. Bleiben Sie sitzen. Ich bin sofort zurück."

Er hört sie die Tür zuschlagen und die Treppe hinunterlaufen.

Es ist barbarisch, daß er hier sitzt und Susanne mit dieser Sache belästigt. — Er hätte sich einen Strick kaufen sollen und der ganzen jammervollen Komödie ein Ende machen. Sein Leben ist endgültig verfahren. Soll er jetzt weiter zu den Familienabenden zu Direktor Berger gehen? Einer der Töchter den Hof machen, immer unter Betrug und Täuschung, denn damit, daß Vera nach Südamerika fährt, ist die Heiratsurkunde noch nicht null und nichtig. Und sie soll es auch nicht werden . . .

Zu einem Abschied hat ihre Kraft nicht gereicht. Voll Grauen wandert er jetzt, ebenso wie vorher Susanne, mit seiner Phantasie die Wege nach, die Vera vor ihrer Ausreise gegangen ist, alle heimlich, doppelt bitter, immer in Widerstreit mit ihrem liebebedürftigen, sich gewaltsam zur Härte drosselnden Herzen . . .

Weshalb läuft Susanne zum Telephonieren? Er steht auf und wandert hin und her. Es ist das beste, wenn er verschwindet, ehe sie wiederkommt. Ihm ist ziemlich jämmerlich zumute ihr gegenüber. Der Morgen an der Elbe war ein Wahnsinn. Ihm fällt das halb scherzhafte, halb bedeutungsvolle Wort ein, das letzte, das sie dort am hohen Ufer zu ihm gesprochen hat: — „aber ich will deinen Kopf nicht, Jochanaan, nie, hörst du?"

In Veras Augen war immer ein schmerzliches Ausweichen, wenn er Susanne Vandenberg Salomé nannte. Warum trieb ihn dieser Name so weit? Er weiß nicht mehr, wie es zu der Stunde an der Elbe kam. Vielleicht weiß Susanne es auch nicht mehr? Spielte sie mit ihm oder er mit ihr? Ist es möglich, daß sie vergessen kann, wie ein Mann vergißt, was einmal als Klang über die Saiten von Nerven und Seele läuft, um zu verhallen wie ein Klang im Wind?

Als er ihre Schritte draußen hört, ist er noch nicht zu dem Entschluß, das Zimmer zu verlassen, gekommen. Sie kommt hastig herein. Ihm sprudelt sein letzter Gedanke über die Lippen:

„Können Sie vergessen, Susanne?"

„Kein Wort, Jo. Ich verbot Ihnen schon einmal das Sprechen. Sprechen ist ganz überflüssig. — Ich habe nichts zu vergessen. Denn ich weiß von nichts als einem stürmischen Tag, der an uns gerüttelt hat und der mich, — mich, Jo — sehr glücklich gemacht hat. Den näheren Zusammenhang brauchen Sie nicht zu kennen. Und nun sprechen wir nicht mehr davon."

(Fortsetzung folgt.)

Immer auf den Teppich.

Humoreske von **Georg Mühlen-Schulte.**

Es stand ein Mann in meinem Zimmer. Er war unsäglich lang und hatte auch ziemlich breite Schultern. Ein kolossaler Mantel hüllte ihn ein. Aber das Merkwürdigste waren die Augen, große, traurige Augen, die mich ansahen, als ob sie mich außerordentlich bemitleideten.

Ich weiß gar nicht, wie der Mann hereingekommen war. Als ich mich in meinem Schreibsessel umdrehte, stand er an der Tür. Er hatte eine mächtige Zigarre zwischen den Zähnen, schätzungsweise maß sie einen Fuß in der Länge. Während er ganz langsam nach der Mitte des Zimmers zu avancierte, rauchte er heftig, und nach jedem Zuge klopfte er die Asche auf den Teppich. Ein Rüpel, den man Hals über Kopf hätte rausschmeißen müssen, aber er war unsäglich lang, und er hatte auch ziemlich breite Schultern.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte ich beklommen.

„Dienen!" meinte er und zog die Augenbrauen hoch. „Dienen ist wohl nicht das richtige Wort. Sie können mir nicht dienen, denn das hieße die Rollen vertauschen. Ich bin nicht mehr der Mann, der über zwanzig Domestiken gebot. Neunzehn Kammerzofen und ein Leibjäger, mein Herr! Beim Barte meiner Mutter, ich habe gelebt wie ein Fürst. Mein Schloß stand im Vogtlande: es hatte neunzig Zimmer und zehn W. C. s., wenn Sie gestatten. Täglich trug mich mein weißer Zelter auf die Jagd, und allemal schoß ich einen Auerochsen, ein Dutzend Hasen und mehrere Kubikmeter Fasanen. Es kam nicht darauf an, ich schwöre es Ihnen. Manchmal war ich schon um neun Uhr morgens betrunken, und das von einem Malvasier, der sich schluckt wie ein Kuß der Geliebten. Ich könnte Ihnen meinen

Namen nennen, dann würden Sie erbeben. Es ist pyrenäischer Uradel; mein Vater stammt in geradem Seitensprung von Nebukadnezar ab, und meine Mutter ging bei Rhamses dem vierten ein und aus, aus und ein, den ganzen Tag, mein Herr. Erhalte der Himmel Ihren Wohlstand; es ist ein trauriges Los, nichts zu haben."

Der Kummer überwältigte ihn. Er griff in die Tasche, um sein Tuch zu ziehen. Zugleich damit riß er fünfhundert ganz kleine Papierschnitzel heraus, die alle auf den Teppich fielen. Alle auf den Teppich!

„Es ist der Brief der Prinzessin von Trapezunt", erklärte er, währenad er voll Wehmut die Bescherung auf dem Teppich ansah. „Heute morgen kriegte ich ihn. Die Prinzessin weilt in Bordighera am Lido. Sie schreibt mir, das Wetter sei sehr schön. Überall rieche es nach Veilchen und gebratenen Koteletts. Die Maultiere balzten, der Chianti stände in vollster Blüte und in den Zweigen der Pinien zwitscherten die Oliven. Sie aber sitze einsam auf ihrer Bank unten am Strand des Hotels, und während vom Meere her eine milde Zypresse durch ihr Haar streiche, schicke sie sehnsüchtig Seufzer nach Norden. Sie müssen wissen, die Prinzessin ist eine Frau von Gemüt; sie besitzt eine poetische Ader sozusagen, und sie hat mir im Laufe der Jahre mindestens eine Meile Gedichte geschickt. Leider habe ich nichts bei mir."

Der Mann hatte seine Zigarre zu Ende geraucht und dabei fortgesetzt die Asche auf den Teppich gestreut. Immer auf den Teppich! Nun langte er in die Rocktasche, holte eine Tabakpfeife und einen mächtigen Lederbeutel hervor und schickte sich an, die Pfeife zu stopfen. Aber der Beutel entglitt ihm. Er griff danach und fing ihn auf. Immerhin konnte er nicht verhüten, daß sich der größte Teil des Inhalts auf den Teppich ergoß. Abermals auf den Teppich. Es war ein merkwürdiger Tabak, muß ich sagen. Er schien aus Sägemehl, roher Baumwolle, Häcksel und Bartstoppeln zu bestehen. Als der Besucher ein Streichholz an die halbgestopfte Pfeife hielt, begann es wie ein Dachstuhlbrand zu riechen.

Er stieß ein paar drohende Gewitterwolken durch die Zähne, dann setzte er mit weinerlicher Stimme seine Rede fort.

„Ich werde vom Pech verfolgt, werter Herr. Seit einem Jahr erleide ich Fehlschläge über Fehlschläge. Sie müssen wissen, daß ich eine ausgesprochene Hinneigung zu Tieren besitze. In meinem Haushalt gab es eine Katze, einen Starmatz und einen Goldfisch. Wir viere waren durch eine innige Seelengemeinschaft miteinander verbunden, und wir vertrugen uns wunderbar. Aber dann kam das Unglück. Der Goldfisch hieß Erich, und wenn ich zu ihm sagte: „Erich, rum!", dann schwamm er auf dem Rücken. Eines Tages waren die Tiere allein zu Hause, da sagte der Starmatz: „Erich, rum!", der Goldfisch legte sich auf den Rücken, Trudchen, die Katze, sieht es, denkt, er ist tot, und frißt ihn auf. Als ich nach Hause kam, habe ich sie über den verhängnisvollen Irrtum aufgeklärt. Sie entgegnete nichts, aber ihre Augen funkelten böse. In dieser Stunde hat sie dem Starmatz Rache geschworen, und am nächsten Tag hat sie ihn verschlungen. Merken Sie die dramatische Steigerung der Ereignisse? Ich geriet außer mir vor Zorn und erschlug die Katze. Mein Herr, das war der bitterste Tag meines Lebens. Sie wissen nicht, was für ein Tier Trudchen war; sie hatte ein Fell wie ein Schwan und ihr Gemüt war feurig und milde zugleich wie das der Elsa von Brabant. Katzen gehören gemeinhin zu den größten Wohltätern der Menschheit. Aber diese Katze überragte sie alle. Sie war vorzüglich gegen Rheumatismus und Blinddarmreizung; plagte mich Zahnweh, dann band ich sie mir auf die Backe, und wenn ich gegen den Strich über ihr Fell fuhr, dann hatte ich ein vorzügliches Feuerzeug. Trudchen war ein Goldstück, mein Herr. Ich werde sie nie vergessen. Auf einem Scheiterhaufen im Garten meines Hauses habe ich sie verbrannt. Hier ist die Asche!"

Er klopfte seine Pfeife auf dem Teppich aus, griff in die Manteltasche und holte eine große Blechbüchse heraus. Seine Hände zitterten und die Büchse rutschte ihm weg. Rotbraune Asche legte sich auf alle Stellen des Teppichs, die noch nicht von Sägemehl und Papierschnitzeln bedeckt waren.

Ein paarmal fuhr sich der Besitzer über die Augen; danach faltete er die Hände auf dem Bauch, senkte den Kopf und verharrte mindestens drei Minuten in andachtsvollem Schweigen. Kein Laut störte seine Trauer. Still saß ich in meinem Sessel. Ich verlor eine Menge kalten Schweiß, aber ich rührte kein Glied.

Dann kam Leben in den Mann. Abermals griff er in den unergründlichen Mantel; er förderte ein vernickeltes Gestänge zutage, daran schraubte er ein Weilchen herum. Dann sagte er:

„So! Und nun werde ich den neuen, elektrischen Staubsauger meiner Firma vorführen!"

Die lieben Mitmenschen.

Heiteres von G. W. Beyer.

Sonntags zur Kirche zieht man sein bestes Zeug an. Dagegen hatte ein bekannter Pfarrer nichts einzuwenden. Nur ein Umstand bereitete ihm Kummer: Einige Damen kamen immer zu spät zur Kirche. Warum? Weil dann die ganze Gemeinde auf sie aufmerksam werden und ihre schönen Toiletten bewundern sollte.

Das ging solange gut, bis jener Pfarrer kürzlich seine Predigt begann: „Es zeugt nicht von christlicher Gesinnung, wenn wir unseren Mitmenschen ihre Fehler vorwerfen. Deshalb, liebe Schwestern, bitte ich euch, seht euch nicht um, wenn die Nachzügler kommen! Außerdem bedenkt doch das eine: Es ist nicht ihre Schuld, wenn sie unpünktlich eintreffen. Denn sie sind Dienstboten und müssen erst ihre Arbeit verrichten, bevor die Herrschaft sie zur Kirche gehen läßt."

Seitdem will niemand mehr zu spät erscheinen.

*

Krüllmeyers wollen ein neues Dienstmädchen einstellen. Auguste heißt die Gute. Auch sonst scheint sie sich nicht durch besondere Klugheit auszuzeichnen. Doch sie ist gerade der Typ, den Krüllmeyers brauchen. Ein Arbeitspferd.

Immerhin ist Frau Krüllmeyer ehrlich genug, um Auguste alle Illusionen von vornherein auszutreiben.

„Auguste", sagt sie deshalb, während sie übertriebene Anforderungen an das Fassungsvermögen eines Klubsessels stellt, „Auguste, unser Haushalt besteht zwar nur aus meinem Mann und mir, aber die Arbeit ist doch nicht ganz leicht. Wir sind nämlich gewohnt, Ansprüche zu machen. Zum Beispiel mit dem Essen . . ."

„Ach, beruhigen Sie Ihnen man", winkte Auguste ab und betrachtet verständnisinnig die vier Zentner des Ehepaares Krüllmeyer. „Zu Hause hab' ich acht Kühe füttern müssen."

*

Czek sitzt. Zur Abwechslung einmal nicht in seinem pompösen Rauchzimmer, sondern auf der Pritsche in seiner Zelle.

Czek hat nämlich Dummheiten gemacht. „Transaktionen" mit anderer Leute Geld. Er ist dabei hereingefallen. Drei Jahre und sechs Monate haben sie ihm aufgebrummt. Czek lernt leiden ohne zu klagen.

Kommt der Wärter und bringt ihm sein erstes Mittagessen. „Werden Sie mich immer bedienen," fragt Czek. „Ja", nickt der Wärter und sieht seinem Pflegebefohlenen einen Augenblick beim Löffeln zu.

Hört Czek plötzlich auf. „Ach, Sie Ärmster!" sagt er mitleidsvoll. „1277 mal müssen Sie mir noch das Mittagessen bringen. Was haben Sie doch für einen schrecklichen Beruf!"

*

Ellen und Wilma sind gute Freundinnen. Helfen einander gegenseitig, wo sie nur können. Sie sind so gute Freundinnen, daß Wilma nicht einmal neidisch auf Ellens Schönheit ist.

Ellen und Wilma besuchen gemeinsam eine Gesellschaft. Wilma steht ein wenig im Hintergrund. Um Ellen reißen sich die Herren. Das Flirten macht ihr Spaß.

„Ach", l cht sie plötzlich. „Wozu mag ich nur einen Knoten in mein Taschentuch gemacht haben?"

Wilmas gute Seele ist gleich hilfsbereit: „Du wolltest sicher daran erinnert werden, daß du verheiratet bist!“

*

Karl und Ede haben ein Geschäft vor. Das kann nur bei Nacht und in Abwesenheit der Polizei erledigt werden. Deshalb bleibt Ede vor dem betreffenden Hause als Posten stehen. Karl schleicht auf den Zehenspitzen in die fremde Wohnung. Er hat schon das Eßzimmer gefunden und steht vor dem Büfett.

Plötzlich fährt er zusammen. Sein Schuh hat geknarrt. Horchend bleibt er stehen. Hoffentlich hat's keiner gehört.

Leider doch! „Esel“, klingt aus dem Nebenzimmer eine freundliche Frauenstimme. „Zieh sofort deine Stiefel aus, sonst bekommst du es mit mir zu tun. Das wäre das Rechte, die ganze Nacht herumfeiern, durch den Regen nach Hause laufen und mir dann die Teppiche schmutzig machen!“

Karl steht versteinert. Dann schleicht er auf den Flur. Kümmert sich nicht mehr um das Büfett. Irgendwo krachen ein paar Matratzenfedern. Dann klingt Schnarchen zu Karl herüber. Der seufzt tief, wischt sich eine wehmütige Träne aus dem Auge und verläßt die Wohnung.

„Nanu“, wundert sich Ede. „Wo haste denn det Silberzeug?“

Karl schüttelt traurig den Kopf. „Ne, Ede. Da drinnen kann ich nichts klauen. Det Haus erinnert mich zu sehr an meine verstorbene Olle!“

*

Herr Restaurateur Biergans hat seinem Kellner Emil gekündigt. Emil bedient zum letzten Mal. Emil ist wütend.

Ruft ihn ein Gast. Rümpft mißbilligend die Nase. „Was für ein Hasenragout haben Sie mir denn hier gebracht? Das schmeckt längst nicht so gut wie das von voriger Woche.“

Emil ist ehrlich betrübt. Beinahe verzweifelt: „Das tut mir außerordentlich leid. Ich verstehe es aber wirklich nicht. Beide Ragouts waren doch von der gleichen Katze!“



Rätsel-Ecke



* **Der Schädel des Negersultans Makaua.** Ein Wiener Blatt bringt eine sehr interessante Mitteilung über das Schicksal des Schädels vom Negersultan Makaua, der auffallender Weise in direktem Zusammenhang mit den Bestimmungen des Versailler Friedens steht. Es klingt fast unglaublich, und doch enthält Paragraph 246 des Versailler Vertrages eine Bestimmung, auf Grund deren die deutsche Regierung sich verpflichtet, den Schädel des Negersultans Makaua den britischen Behörden auszuhändigen. Vor 100 Jahren regierte in Mittelafrika der Sultan Makaua, der bei seinen Landsleuten den größten Ruhm genoß. Die Negerstämme des afrikanischen Togogebietes glauben, daß nur der Besitz des Schädels des Sultans Makaua sie zu neuer Macht und Blüte führen könnte. Unglücklicherweise geschah es aber, daß der Schädel verloren ging. Um die Neger gegen die deutsche Herrschaft aufzuhetzen, verbreiteten die Engländer während des Weltkrieges unter den schwarzen Eingeborenen des Togogebietes die Nachricht, daß die Deutschen den Schädel nach Berlin verschleppt und in einem der Berliner Museen ausgestellt hätten. Während der Versailler Friedensverhandlungen meldete sich die Delegation der Schwarzen bei dem englischen Außenminister an, und verlangte, er sollte die Rückgabe des Schädels von den Deutschen erzwingen. Die betreffende Bestimmung wurde seltsamerweise in dem Friedensvertrage festgelegt. Die Neger warteten lange auf die Erfüllung ihres Wunsches. Nach einigen Jahren haben sie das britische Auswärtige Amt daran erinnert. Das geschah gerade während der Besprechung, die der englische Außenminister Chamberlain mit Stresemann in Genf hatte. Der verstorbene deutsche Staatsmann hatte natürlich keine Ahnung vom Schädel Makauas, noch wo dieser aufzutreiben wäre. Da lachte Chamberlain und sagte: „Na, irgend einen Schädel werden Sie schon aufzutreiben wissen.“ Darauf wurden die Berliner Anthropologen beauftragt, den Schädel Makauas in den Berliner Museen zu suchen. Drei passende Schädel wurden in Berlin ausfindig gemacht und in guter Verpackung nach London abgesandt. Einer der Sekretäre des Londoner Außenministeriums zog das Los: es fiel auf den Schädel Nr. 2. Dieser Schädel wurde auch nach den entlegenen Gebieten Afrikas geschickt. Der sehnlichste Wunsch der Togoneger ist in Erfüllung gegangen.

*

* **Verbrecher aus Pietät.** Eine Tat, die in gewisser Beziehung dem seiner Zeit viel besprochenen Attentat des Farmers Langkopp gleicht, erregt augenblicklich in Tokio Aufsehen. Dort wurde kürzlich vor dem Wadakurator des kaiserlichen Palastes ein Beamter der Verwaltung für Ruhegehälter von einem jungen Japaner durch einen Dolchstich niedergestreckt. Der Täter versuchte, zu entkommen, wurde aber von einem Verkehrsschutzmann festgenommen. Vor dem Untersuchungsrichter gab der Verhaftete an, er sei ein armer Bootführer auf dem Sumidafluß und müsse für den Lebensunterhalt seines kranken Vaters sorgen. Dieser könne dank dem Umstande, daß er im russisch-japanischen Kriege zum Krüppel geschossen sei, Anspruch auf staatliche Unterstützung erheben, die ihm aber aus irgend einem Grunde verweigert werde. Als alle Bemühungen nicht gefruchtet hätten, habe er durch das Attentat die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die ungerechte Behandlung des Invaliden lenken wollen. Das Echo der Tat war infolge ihrer Begleitumstände tatsächlich derartig groß, daß von seiten des Ministeriums die sofortige Untersuchung der Rentenansprüche des Invaliden angeordnet wurde.

*

* **Das Autosignal der Königin Mary.** Königin Mary von England äußerte einmal ihre Unzufriedenheit darüber, daß ihr Auto an den Straßenkreuzungen, gleich allen anderen Automobilen, lange aufgehalten wird. Das Hofmarschallamt ordnete daraufhin an, daß alle Automobile der Königin mit einer speziellen Signalhupe zu versehen sind, deren Töne allen Verkehrspolizisten bekannt sein müssen, damit sie der Königin freie Durchfahrt gewähren können. Eine zeitlang ging es ausgezeichnet, da die Polizisten schon von weitem das Signal vernahmen und für die schnelle Weiterfahrt des königlichen Autos sorgten. Aber nach gewisser Zeit merkte die Londoner Polizei, daß die Königin auffallend oft in ihrem Auto fuhr: das königliche Signal konnte man hie und da in vielen Straßen Londons ununterbrochen vernehmen. Es erwies sich, daß viele Frauen der englischen Gesellschaft ihre Autos mit ähnlichen Signalhupen hatten versehen lassen. Einmal hielt ein Verkehrspolizist eine ganze Reihe von Wagen auf, um das signalisierende Auto der Königin passieren zu lassen. Zu seinem Erstaunen sauste an ihm ein offener Wagen vorbei, in dem ein junges Mädchen am Steuer saß. Die Polizei unternahm eine Razzia und stellte fest, daß eine ganze Reihe weiblicher Autobesitzerinnen sich das Signal der Königin angeeignet hatten. Nach langem hin und her mußte aber die Londoner Polizei ihre Machtlosigkeit in dieser Angelegenheit zugeben. Nach englischem Recht hat die Polizei keine Möglichkeit, das Anbringen von irgendwelchen Signalhupen zu verbieten, auch wenn ihre Töne den königlichen Signaltönen gleichen.

Lustige Rundschau



* **Musikalisch.** Zielkes hören Radio. Militärmusik. Nebenan Untermieter Schulz schlägt Nägel in die Wand. Nach einer Weile erscheint der 10jährige Fritz: „Mutta läßt Sie bestellen, Se mechten Ihre Näjel im Takte in de Wand kloppen, se is musikalisch und da stört ihr det dazwischen Baldowern von Sie!“

*

* **Kinder.** In einer Vorschulklasse wird die Schöpfungsgeschichte erzählt. Der Lehrer fragt, warum Gott denn das Abpflücken der Äpfel verboten habe. Langes Schweigen, bis endlich die kleine Hanna schüchtern den Finger hebt und sagt: „Gotts wollten die Äpfel selber einmachen“.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.